

(Nachdruck verboten.)

29]

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

„Ruhe!“ rief der Agent.

„Der Bräutigam darf doch keinen Toast ausbringen,“ meinte Herr Baum und lachte.

„Ich bitte um's Wort,“ sagte Richard. Er suchte nach Worten und fand sie nur mühsam, bis allmählig seine Zunge freier wurde und erregt die Sätze herausstieß.

„Ich möchte den anwesenden Herrschaften nur einiges heute sagen, weil es mich dazu drängt. Namentlich um meiner Braut willen — —“

„Frau!“ sagte der Agent.

„Meiner Frau willen. Meine Frau ist von besserem Stande als ich, aber Menschen sind Menschen, und die Hauptsache ist, daß man sich lieb hat —“

„Bravo!“ Herr Baum war begeistert.

„Meine Frau gehört jetzt zu mir, vor ihr brauche ich meinen Mund nicht zuzubehalten, denn sie gehört nicht mehr zu ihrer Familie, sondern zu mir. Meiner Frau Familie glaubt, ich sei zu gering für sie, aber ich werde ihr das zeigen, jawohl!“

Er schrie förmlich, Klara klammerte sich an ihn, und Hedwig war bleich geworden vor Schreck.

„Wer es hören will,“ fuhr er fort, „kann das erfahren. Von klein habe ich mich emporgearbeitet und habe gelernt, was es nur zu lernen giebt: Französisch, Englisch und noch vieles mehr. Bin ich deshalb zu schlecht? Etwa zu schlecht? Wer will das behaupten?!“

Klara stand auf und suchte ihn niederzuziehen: „Richard, ich bitte Dich, schweig.“

„Daß mich reden!“ herrschte er sie an, und fügte dann ruhiger hinzu: „Ich sage das nur um Deinetwillen, liebe Klara.“

Sie setzte sich nieder und klammerte ihre Hände in das Tisch Tuch.

„Ich habe das alles erst jetzt erfahren,“ fuhr er fort, „vor allem das von meinem Schwager, Herrn Klaus Hänisch, diesem Herrn, dem hier meine Hochzeitsgesellschaft nicht gut genug ist, dem seiner eigenen Schwester Hochzeitsgesellschaft nicht gut genug ist, der hingeht und ein Mädchen sitzen läßt, weil sie nicht Geld hat oder nicht genug hat, und die sich dann todtschießt. Dem bin ich nicht gut genug?!“

Er hieb auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und umstürzten, aber da kam sein berufsmäßiges Ordnungsgedühl merkwürdig dazwischen und er griff hastig nach den Gläsern und stellte sie wieder zurecht.

Es entstand eine unheimliche Stille, bis Herr Baum als überlegener Mann und Patron des Bräutigams in die Sache eingriff.

„Weißt, Schani, sagte er, ich meine, nun ist davon genug geredet. So was soll nicht sein, und ich will das nicht. Rede jetzt so dergleichen nicht mehr.“

Richard schnappte mit den Lippen nach einer Antwort, aber er bezwang sich. Herr Baum sah auf einmal so feierlich und düster und herrenmäßig aus, daß sein Untergebener trotz aller Trunkenheit den Respekt fand.

Klara's Blicke irrten hin und her, von ihrem Manne zu dem Sprecher und zurück, dann sah sie Richard sich niedersehen, und in diesem Moment wurde ihr zum ersten Mal recht klar, daß der kleine fetze Herr da drüben ihr und ihres Mannes Brotgeber und Prinzipal sei, und daß ihr Mann nicht den Muth fand und finden durfte, ihm zu widersprechen.

Jetzt stand Herr Baum auf, sah nach seiner goldenen Uhr und erklärte, es sei für ihn hohe Zeit heim zu gehen. Er nahm etwas förmlich Abschied, denn er war zwar ein guter Kerl, glaubte aber nach seiner wirkungsvollen Strafrede eine ernste Haltung beibehalten zu müssen.

„Also morgen Mittag, Schani, bist im „Genua“. Bon. Nun wünsche ich der jungen Frau und allerseits eine gute Nacht.“

Die Kellner sprangen herbei und legten dem Genua-Baum mit großer Ehrfurcht seinen Mantel um. Als er fort war, versuchte der Agent noch einige Zeit die Gesellschaft im Gange

zu halten, indem er viele Thierstimmen nachahmte und in höchst mangelhafter Weise einen Bauchredner imitirte. Hedwig saß still und niedergeschlagen, und nur Neunchen war für den Agenten und seine Späße ein dankbares Publikum.

Schließlich brach man auf. Die beiden Schwestern lagen sich lange in den Armen und schluchzten beide leise, was niemand von den andern recht begriff. Dann nahmen sie Abschied. Der Agent zog Neunchen rechts und Hedwig links an den Arm, endlich von Richard drei Mark für die Nachtdroschke und beförderte seine beiden Damen in lustiger Manier nach deren Wohnungen. Er fand diese nächtliche Fahrt mit zwei reizenden jungen Damen entzückend und hatte allerlei Späße, die Neunchen ebenso sehr begeisterten wie sie Hedwig noch scheuer machten.

Das junge Paar hatte eine kleine Wohnung in der Vorfigstraße gemiethet. Die Zimmer waren in wenigen Tagen mit Möbeln ausgestattet und heute in der Frühe von Hedwig mit Blumen ausgeschmückt worden. Die Tische und Stühle, der Spiegel und die Schränke waren alle hübsch gearbeitet, Fabrikwaare, die nicht allzuviel taugt, die aber äußerlich einen gefälligen Eindruck macht. Die Aufwartefrau, die man gemiethet hatte, war natürlich nicht mehr anwesend, aber die Lampe brannte, der Ofen war hübsch warm, Hedwigs Hyacinthen dufteten, und auf dem Tische stand die prachtvolle Theemaschine, die Anna, das heißt der Justizrath, dem jungen Paare als Glanzstück in dem Haushalt geschenkt hatte.

Das alles war fast schöner und reicher als Klara's bisheriges Heim, und Richard seinerseits fand die Wohnung großartig. So war denn Klara Hänisch in den Hafen der Ehe eingelaufen. Ein Meer von Häusern lag zwischen ihr und der Mutter, ein Meer auch zwischen der Vergangenheit und der Zukunft.

XVII.

Es ist ein merkwürdiges Ding, wenn jemand von der Gutmüthigkeit anderer zu leben hat. Schani-Richard führte wahrhaftig kein leichtes Amt, aber sein Lohn wurde ihm nur in Gestalt von Trinkgeldern ausbezahlt, und daß gerade jetzt der „Verein gegen die Trinkgelber“ immer weitere Dimensionen annahm, traf ihn und seine Kollegen nicht ganz unempfindlich. Sein Hauptthema daheim war dieser Verein, und erst aus diesen erbitterten Reden erfuhr Klara, daß ihr Mann kein festes Gehalt bezog, sondern auf die Geschenke der Reisenden angewiesen war. Früher hätte diese Entdeckung ihr sehr weh gethan, jetzt setzte sie sich darüber bald hinweg. Es kam wiederholt vor, daß es ihr an barem Geld fehlte, und Richard hatte mit der Abzahlung der Möbel, der Miete, der Hochzeitsunkosten, seines Schneiders und anderer Leute so viele Ausgaben, daß er mit dem besten Willen für den Haushalt nicht viel erübrigen konnte. Er selbst empfand das auch nicht sonderlich hart, denn von früh bis spät hatte er sein freies und gutes Essen im Hotel, und Klara klagte nicht, wenn sie Tage hindurch sich in kümmerlichster Weise nährte.

Schlimmer als das war diese tödtliche Einsamkeit. Richard kam Tag für Tag erst spät nachts heim, todtmüde, oft in schlechter Laune. Früh um fünf Uhr ging er bereits wieder von Hause fort, und dieses anstrengende Leben spannte ihn ab und schadete seiner Gesundheit erschütternd. Bisweilen, wenn es allzuviel zu thun gab, kam er gar nicht heim, sondern schlief im Hotel. Dann fand sie sich in der Frühe bei ihm ein und durfte zusehen, wie er — um sich vor seiner Frau zu zeigen — die kleinen Kellner in Trab brachte und ihre verschlafenen Augen hell machte. Das erste Mal, als sie ihn im Speisesaal traf im schwarzen Frack, die Serviette über dem Arm, war es ihr gewesen, als wenn alles Männliche, Tüchtige, was sie um ihn zurechtgemoben hatte, wie Spinnweb zerflatterte. Aber auch daran hatte sie sich bald gewöhnt, und sie mußte sich eingestehen, daß Richard ein fleißiger, tüchtiger Mensch sei, der einen ehrenwerthen Beruf mit aller Anstrengung ausfüllte.

Wenn nur diese Einsamkeit nicht gewesen wäre! In dem kleinen Haushalt war wenig zu thun, und die Aufwartefrau hatte sie abgeschafft. Die Wäsche besorgte sie selbst, und da ihr Mann stets in tadellosem Leinwand sich zu präsentiren hatte, gab es damit Arbeit in Fülle. Aber doch blieben zahllose Mühestunden, namentlich abends und nachts, wenn sie auf ihren Mann wartete. Sie holte sich aus der Reichbibliothek

Romane, was die Geheimrätin aus einem ihr eigenthümlichen spartanischen Grundfasse nie gelitten hatte, und diese fremde, schillernde Welt der Bücher weckte in der einsamen Frau nie gekannte Gedanken. Sie begann zu vergleichen, ihr einformiges, freudloses Leben mit den romantischen Schicksalen der Bücherheldinnen; glücklicher machten die Bücher sie nicht.

Die dicke Nachbarin, Frau Obnesorge, schickte ihr nachmittags das Tageblatt herüber, und bisweilen fand sie darin bekannte Namen: daß Alma v. Bardevisz sich mit einem Leutnant von den Lüneburger Dragonern verheirathet habe, daß der General v. Bök erkrankt sei, daß die kleine Lena v. Bök bei Hofe vorgestellt werden solle. Diese kleine Lena war immer ein niedliches Ding gewesen, acht Jahre jünger als Klara, aber die beiden hatten sich immer gut verstanden. Nun traf sie Lena einmal Unter den Linden und beide sahen sich groß an. Freilich nur einen Augenblick, dann war Fräulein v. Bök vorbeigegangen.

Bisweilen in der ersten Zeit kam Hedwig und berichtete, Klaus habe sich nun endlich mit der reichen Wittve verheirathet und sei mit der in Italien, Mama leide an Asthma, und die reiche Schwiegertochter würde wahrscheinlich Mama und Hedwig freie Wohnung in einem ihrer Häuser in der Lindenstraße geben. Aber immer seltener kam Hedwig, und eines Tages traf eine Karte ein, auf der mitgetheilt wurde, daß Herr Kaufmann Gustav Brück, Lieutenant der Reserve im 16. Infanterie-Regiment, sich mit Fräulein Hedwig Hänsch, Tochter der Geheimen Regierungsrätin Franziska Hänsch, geborenen v. Bök, verlobt habe.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Schnellphotographie.

Wenn man ein Bild gewinnen will von dem raschen Tempo, in dem die Entwicklung unseres Jahrhunderts fortgeschritten ist, so kann man nichts besseres thun, als einen Blick auf die Geschichte der Photographie zu werfen, die als solche im Jahre 1839 das Licht der Welt erblickte. Als Maßstab aber für die Entwicklung dieser Kunstwissenschaft kann man die Schnelligkeit annehmen, in der es ihr gelingt, einen Lichteindruck festzustellen. Anfangs war es allerdings nur schlecht bestellt, aber man war zufrieden, daß man überhaupt einen Eindruck erhielt.

Seit dem Jahre 1814 hatte sich Joseph Nicéphore Niepce aus Chalon mit der Ausführung des Problems beschäftigt, das Bild der Camera obscura festzuhalten. Der kindliche Gedanke, das Bild eines Spiegels zu bannen, mag ihn dazu geführt haben, versilberte Kupferplatten in seine Camera zu bringen. Aber seine Versuche blieben lange Zeit erfolglos, bis er die Bemerkung machte, daß Judenpech oder syrische Asphalt, der in Lavendelöl löslich ist, diese Eigenschaft einbüßt und in diesem Öl unlöslich wird, sobald er einige Zeit dem Sonnenlichte ausgesetzt war.

Diese Beobachtung brachte ihn 1824 dahin, daß er ein Bild der Camera obscura festhalten konnte. Er überzog eine versilberte Kupferplatte ganz dünn mit einer Asphaltlösung und setzte sie dann acht Stunden in der Camera der Lichtwirkung aus. Als Modell war selbstverständlich ein lebendes Wesen ausgesprochen und es mußte ein Kupferstück dazu dienen, der willenlos stüßte. Wurde nun nach dieser Belichtung die Platte mit Lavendelöl gewaschen, so löste sich der Ueberzug an den Stellen, die im Bilde schwarz waren, auf, während er an den weißen Stellen haften blieb. Es ergab sich also ein Bild des Kupferstückes, dessen Grund Asphaltlack war, während die Zeichnung sich in blankem Silber nachgebildet zeigte. Um das Bild besser sichtbar zu machen, verwendete Niepce unter anderem Jod. Er hatte demnach alle Materialien in der Hand, die später eine praktische Verwendbarkeit der Idee ermöglichten, aber er kannte noch nicht ihre richtige Anwendung, und so strebte er vergebens danach, die Empfindlichkeit des Verfahrens zu erhöhen.

Im Jahre 1829 verband er sich mit dem Dekorations- und Landschaftsmaler Daguerre, um mit ihm gemeinschaftlich die Arbeit fortzusetzen. Aber schon 1833 starb Niepce, an der Unzufriedenheit seiner Idee verzweifelt. Daguerre setzte nun allein seine Versuche mit Metallplatten und Jod fort und fand im Quecksilberdampf ein Mittel, einen verhältnismäßig kurzen Lichteindruck auf der mit Jod geräucherten Metallplatte zu einem sichtbaren Bilde zu entwickeln. Aber es waren immer noch etwa vier Minuten, die erforderlich waren, um ein Bild zu erhalten; allerdings ein bedeutender Fortschritt gegen die acht Stunden des Niepce'schen Asphaltverfahrens. Nachdem im Jahre 1838 eine Subskription eröffnet war, um die Daguerre'sche Erfindung zu vollenden, nahle das Jahr 1839, in dem sich die photographischen Ereignisse drängten.

Am 8. Januar machte Arago der französischen Deputirtenkammer Mittheilungen über das Daguerreotyp-Verfahren. Aber wenn eine Idee in der Luft liegt, so wird sie meist an mehreren Orten zugleich befruchtet, und so kündigte schon am 25. Januar Faraday die Erfindung der photogenic drawings von Fox

Talbot an. Am 31. Januar veröffentlichte Fox Talbot seinen Chlor Silberdruck in England und am gleichen Tage Daguerre die Vollenbung seiner Erfindung in Paris. Am 15. Juni legte Duchätel der französischen Deputirtenkammer einen Gesetzentwurf betreffend den Ankauf des Daguerre'schen Verfahrens vor, der am 30. Juli genehmigt wurde, und am 19. August wurde das Verfahren zu Ruh und Frommen der ganzen zivilisirten Welt veröffentlicht. Daguerre erhielt vom Staate eine lebenslängliche Pension von 6000 Franks und Niepce's Sohn eine solche von 4000 Franks.

Fox Talbot vervollkommnete sein Verfahren an Chlor Silber-Papier erst in den Jahren 1840 und 1841. Es konnte aber vorläufig nicht gegen das Daguerreotyp aufkommen, weil es etwa die dreifache Belichtungszeit erforderte.

Das Daguerre'sche Verfahren wurde zwar weiter ausgebildet und in seiner Empfindlichkeit bedeutend erhöht, es haftete ihm aber der Uebelstand an, daß jede Aufnahme nur ein Bild gab, und diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß der Eifer der Forscher sich der Weiterbildung des Talbot'schen Verfahrens zuwandte — und nicht ohne Erfolg.

Niepce de Saint-Victor, der Nefte des verstorbenen Niepce, überzog 1847 Glasplatten mit jodkaliumhaltigen Schichten, die aus Stärke oder Eiweiß bestanden, machte sie mit Silberlösung lichtempfindlich und setzte sie kurze Zeit dem Bilde der Camera aus. Sie nahmen dann den Lichteindruck auf, ohne daß derselbe schon für das Auge sichtbar war. Wenn die Platten dann aber in Gallussäure getaucht wurden, so schwärzten sich alle Theile der Platte, die eine Lichtwirkung erfahren hatten, es erschien also ein Bild, das aber dem natürlichen entgegengesetzt war, indem z. B. der helle Himmel schwarz und die dunkle Erde weiß erschien und das man daher ein negatives Bild nannte. Wenn man dieses Negativ auf ein mit Chlor Silber überzogenes Papier legte und in helles Licht brachte, so schwärzte sich das Chlor Silber nur an den Stellen, wo das Negativ hell war und Licht durchließ, also z. B. wo die Erde der Landschaft war. Es entstand also hierdurch eine Umkehrung des Negativs, also ein Bild, das der Natur entsprach. Bei diesem Verfahren hatte man den großen Vortheil, daß man von dem in einer Aufnahme hergestellten Negativ beliebig viele Kopien machen konnte. Die Bilder nach diesem Verfahren waren sehr viel schöner, als die nach dem Fox Talbot'schen mit Papiernegativen.

Das Daguerreotyp sollte aber erst verdrängt werden, als 1850 Legeray das nasse Kollodionverfahren mit einer viel höheren Empfindlichkeit erfand. Hiernach war es ermöglicht, in $\frac{1}{15}$ bis $\frac{1}{30}$ der Zeit einer Daguerreotyp-Aufnahme ein Negativ zu erhalten, wonach man die Bilder mit leichter Mühe duzendweis herstellen konnte.

Nun begann der Bildersturm. An stelle des Stammbuches, das damals schon in die Sphäre des Backfischthums gedrängt war, trat das Photographie-Album, und der Austausch der photographischen Visitenkarte wurde zum Sport. Es war die Zeit, da man ein photographisches Atelier im Finstern mit der Nase suchen konnte, denn schon im untersten Flur des fünf Treppen hoch gelegenen Kunsttempels duftete ihr der ätherische Geruch von Hoffmann's Tropfen entgegen. Oben aber wurde man von dem genialen Sonnenbruder mit wackelnden Negerfingern empfangen, bei schlechtem Wetter aber erbarmungslos wieder in den Kampf der Elemente zurückgeschleudert, weil die Lichtverhältnisse keine photographische Aufnahme gestatteten.

Der Umstand, daß die Kollodionplatte im nassen Zustande verwendet werden mußte, weil sie nach dem Trocknen ihre Empfindlichkeit einbüßte, und das Bild auch gleich im Dunkelmutter hervorgerufen werden mußte, bewirkte, daß die Photographie nur auf wenige Fachleute beschränkt blieb. Landschaftsaufnahmen waren mit Schwierigkeiten verknüpft, weil man genöthigt war, ein transportables Dunkelzelt und die nöthigen Flüssigkeiten mit sich herumzuschleppen.

Da trat die Photographie in ein neues Stadium, als im Jahre 1871 der englische Arzt Dr. Maddox das nasse Kollodion durch trockene Gelatine ersetzte, wodurch die Empfindlichkeit der photographischen Platte zunächst um das Vierfache, dann um das Dreißig- bis Sechzigfache des nassen Verfahrens gesteigert wurde. Ein Hauptvortheil bestand darin, daß die empfindliche Platte trocken war und daß der unsichtbare Lichteindruck des Kamerabildes nicht sofort hervorgerufen zu werden brauchte, sondern so haltbar war, daß er noch nach Monaten zu einem Bilde entwickelt werden konnte. Mit der Erfindung der Trockenplatte erschloffen sich der Photographie ganz neue Gebiete. In den Schaustücken der Photographen las man Plakate mit der Inschrift: „Aufnahmen bei jeder Witterung“, und es bildete sich ein Heer von Amateuren heraus, das die Lichtbildkunst zum Gemeingut des Volkes machte. Schon heute ist sie häufig an die Stelle des zeitraubenden Zeichnens getreten. Die geschäftige Technik erfann Apparate, die so handlich sind, daß sie jeder in der Nothfalle mit sich herumtragen kann, und die wissenschaftliche Optik lieferte Zinngläser, die ein so lichtstarkes Bild geben, daß die Aufnahmen in dem Bruchtheil einer Sekunde gemacht werden können, so daß jedermann in den Stand gesetzt ist, eine Kamera als Hilfsauge bei sich zu haben, das die flüchtigen Eindrücke des menschlichen Auges festzuhalten vermag.

Durch die neuere Entwicklung der Photographie ist unsere Erkenntniß der Natur um ein Bedeutendes gefördert worden, weil die Kamera, das mechanische Auge, korrekter sieht als das menschliche. Die außerordentlich kurze Zeit, die unter günstigen Umständen, z. B.

im Sonnenlichte, erforderlich ist, einen bleibenden Pichteindruck auf die photographische Platte zu machen, hat dahin geführt, daß man schnelle Bewegungen, wie den Galopp eines Pferdes, die man mit dem Auge nicht mehr verfolgen kann, in ihre einzelnen Phasen zerlegt hat. Man machte zu diesem Zweck sogenannte Serienaufnahmen, das heißt Aufnahmen von einem bewegten Körper, die sich in außerordentlich kurzen Zwischenräumen folgten. Edison machte für sein Kinetoskop 36 neben einander liegende Aufnahmen in einer Sekunde. Die größten Verdienste um die Studien über den Gang der Menschen und Thiere haben sich nach dieser Methode Muybridge, Marey und Anschütz erworben, so daß unsere Zeit ganz andere Anschauungen über die mechanischen Vorgänge der Fortbewegung hat, als frühere Epochen. Die größte Leistung unserer Momentphotographen aber ist die Photographie fliegender Geschosse, wie sie von den Professoren Mach in Prag und Bernon-Boys in England ausgeführt worden sind. Die Genannten photographirten eine Flintenkugel, die in der Sekunde einen Weg von sechshundert Metern zurücklegt. Um diese scharf aufzunehmen, war eine Belichtungszeit von weniger als dem zweimillionsten Theil einer Sekunde erforderlich, und diese kurze Zeitquelle fand sich im elektrischen Funken, der ausgelöst wurde in dem Moment, als das Geschöß bei der Platte vorbeiging, so daß sich dessen Schatten abbildete.

Die hochinteressanten und wichtigen Ergebnisse dieser und anderer Arbeiten müssen hier übergangen werden, wo es nur darauf ankam, ein Bild zu geben von der Steigerung der Schnelligkeit der photographischen Aufnahmen. Es gereicht unserer Wissenschaft zum höchsten Ruhme, in einem Zeitraum von etwas über fünfzig Jahren fortgeschritten zu sein von dem Niepce'schen Asphaltbilde, das acht Stunden erforderte, bis zu Mach's Flintenkugel im zweimillionsten Theil einer Sekunde. Das ergibt eine Steigerung der heutigen photographischen Schnelligkeit auf das Sechzigmilliardenfache des Anfangsstadiums. Damit dürfte man an der Grenze des Erreichbaren angelangt sein, und der Photographie ist es jetzt geboten, sich an die Erfüllung anderer Aufgaben zu machen. —

J. Gaedcke.

Kleines Feuilleton.

— Schiller und Alexander v. Humboldt. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Man entsinnt sich vielleicht des Briefes Schiller's an seinen Freund Körner aus dem Jahre 1797, worin der Dichter sehr abfällig über Alexander v. Humboldt urtheilt. Er meint dort, daß dieser trotz seines Wissens und seiner Talente in seiner Wissenschaft niemals etwas Großes leisten werde. Er tabelt seinen „nackten schneidenden Verstand, der schamlos und frech die immer unsäfsliche Natur ausgemessen haben will“ u. s. w. In einer Anmerkung zu seiner unlängst fertig gewordenen Ausgabe der Schillerbriefe erzählt nun Friß Jonas, ein Herr Ulrich, der Erbe Minna Körner's, hätte, als er zur Veröffentlichung der Briefe gedrängt wurde, im Sinne des verstorbenen Ehepaars Bedenken getragen, diese von einem noch Lebenden handelnde Stelle der Deffentlichkeit zu übergeben. Da man ihm aber zusetzte, so hätte er Alexander v. Humboldt offen sein Bedenken vorgetragen. Dieser hätte den betreffenden Brief zu lesen verlangt und nach der Durchsicht habe er erklärt, weder Schiller noch ihn könne dieser Brief in den Augen Verständiger herabsetzen. Die Verschiedenartigkeit ihrer Naturen und sein damals noch jugendliches Alter erklärte alles zur genüge. Er befürwortete die Veröffentlichung des Briefes. —

10. Was England an Kanarienvögeln verbraucht, darüber veröffentlicht die französische Zeitschrift „Chasse et Pêche“ interessante Einzelheiten. Jährlich werden in England etwa 400 000 Kanarienvögel verkauft, welche einen Preis von nicht weniger als 2 Millionen Mark erzielen. Von diesen 400 000 gefiederten Sängern stammen 100 000 aus Deutschland, denn der Vorrang der deutschen Zucht von Kanarienvögeln wird noch immer von aller Welt anerkannt, insofern als die deutschen Züchter die besten Ueberlieferungen besitzen und die Vögel am besten im Gesang zu unterrichten verstehen. Aber die englische Zucht hat auch bedeutende Fortschritte gemacht, denn die übrigen 300 000 der jährlich verkauften Vögel sind einheimisches Erzeugniß. Der Hauptsitz für den Handel mit Kanarienvögeln ist die Stadt Norwich. Manche Vögel werden um eine bedeutende Summe verkauft. So erzielen neulich sechs Stück zu gleicher Zeit über 5000 M., und Preise von 100—800 M. sind nicht so gar selten. —

Theater.

11. Luifentheater. Bisher war es ein unbestrittenes Recht des Herrn Direktors Samst vom Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater, unter festgelegten Bedingungen verkannte Genies auf die Bühne zu bringen. In so einer Premiere, die auch meist die letzte Aufführung war, regten sich je nachdem hundert oder noch mehr fleißige Hände, um dem dramatischen Meisterwerke ein mit donnernden Beifallsstößen ausgestattetes Begräbniß zu bereiten. In diese schönen Gephyrogenheiten erinnerte der geistreiche Abend im Luifentheater. Es wurde ein Berliner Sittenbild aufgeführt: „Im vierten Stock“. Eine recht verzweifelte Geschichte. Bisher lebten sie in ihrer glücklichen Ehe trotz der vielen Treppenschufen so ziemlich frei von Athembeklemmungen. Da fällt es ihr just am Geburtstagsmorgen ein, dem guten Gatten zu beichten. Ihr kleiner Neffe nämlich, den sie mit in die Ehe ge-

bracht hat, ist, trotz Standesamtsregister, garnicht ihr Neffe, sondern ihr Sohn. Das ginge noch an, aber das unter lautem Beifallsstößen des Parletts hereinbrechende Verhängniß verkündet uns, daß der Vater dieses Sohnes zugleich der Vater ihres Gatten ist. So komplizirte Familienverhältnisse können am allerwenigsten auf einer an das Einfache gewöhnten Bühne fortbestehen, und daher stürzt „sie“ sich auf den Hof hinab, während „er“ an einem sehr dramatischen Herzschlage zu grunde geht. Das zurückbleibende Kind aber hat den Trost, daß es von dem natürlichen Vater dereinst ein schönes Geschäft erbt. Der Verfasser, Herr D. F. Paul, quittirte persönlich über den kolossalen Applaus, den gefällige Leute ihm während und nach jeder Szene gespendet hatten. Das Publikum der nächsten Abende wird trotz des hübschen Spiels, in dem sich namentlich Frau Müller-Linke auszeichnete, nicht so beifalls-lustig sein, vorausgesetzt, daß die Direktion den schaurigen Sinitzer überhaupt noch weiter aufführt. Zwei alte Schwänke „Monsieur Hercules“ und „Sonntagsjäger“ be-schlossen den Abend recht amüfant. —

Musik.

— Wann wurde das Pianino erfunden? Cesare Ponfichi, Konservator der Instrumentensammlung des königl. Musik-institutes in Florenz, hat in diesen Tagen eine interessante Schrift, betitelt „Il primo pianoforte verticale“ (Das erste Pianino), veröffentlicht. Wie schon seit geraumer Zeit feststeht, ist der erste Erfinder des Pianoforte-Mechanismus Bartolommeo Cristofori, Konservator der Instrumentensammlung des Großherzogs von Toscana. Er gab seine Erfindung im Jahre 1711 bekannt, und damit waren alle wesentlichen Bestandtheile des Tafellaviers und des Flügel's festgestellt. Freilich wurde die Florentiner Erfindung im Auslande nur langsam bekannt, so daß der sächsische Orgelbauer Gottfried Silbermann ums Jahr 1740 selbständig die Klavier-mechanik ein zweites Mal erfand. Auch Ch. S. Schröter in Nordhausen veröffentlichte 1763 einen angeblich von ihm selbst-ständig erfundenen Entwurf zu einem Tafellavier. Was nun das Pianino, das aufrecht stehende Klavier, anlangt, so weist Cesare Ponfichi nach, daß es von dem Priester Don Domenico del Mela zu Sagliano in Toscana im Jahre 1739 erfunden wurde. Das erste von dem musikundigen Priester erbaute Pianino befindet sich noch heute in dem Besitze der Familie del Mela. Die Mechanik ist im wesentlichen dieselbe wie die gegenwärtig angewandte. Es dauerte achtzig Jahre, ehe das Pianino die Alpen überschritt und auch in Deutschland gebaut wurde. Um das Jahr 1820 begannen Schmidt in Salzburg und Grüneberger in Halle mit dem Bau der ersten deutschen Pianinos, die wegen ihrer Bequemlichkeit rasch beliebt wurden. —

Erziehung und Unterricht.

— Die im Jahre 1848 gegründete Prager Universität war bis zum Jahre 1409 eine selbständige Körperschaft der Studenten, die sich selbst verwaltete und ihren Vorstand, den Rektor, selbst wählte. Die Studenten waren nach der Stiftungsurkunde nach ihrer Heimath in vier Gruppen eingetheilt, welche „Nationen“ hießen. Es gab eine „Bayerische Nation“ für die Studenten aus Bayern, Oesterreich und den übrigen Alpenländern, eine „Sächsische“ für Nord-deutschland, eine „Polnische“ für Polen, Schlesien u. s. w., und eine „Böhmische Nation“ für Böhmen, Mähren und Ungarn. Jede „Nation“ hatte in allen Universitätsangelegenheiten statutenmäßig eine Stimme. Aber auf Andringen der Cechen und der deutschfeindlichen Adels-partei erließ König Wenzel III. im Jahre 1409 eine Verordnung, welche das Universitätsprivilegium aufhieß und der „Böhmischen Nation“ drei Stimmen, den drei anderen „Nationen“, welche die große Mehrheit der Studenten umfaßten, zusammen nur eine Stimme gewährte. Die Deutschen wollten sich diese Verletzung der Universitätsrechte nicht gefallen lassen und schwuren, von Prag wegzuziehen, wenn die rechtswidrige Verordnung nicht zurückgenommen würde. Als nun der Rath des Königs, Nikolaus v. Soblowitz, die neue Verordnung mit Gewalt durchsetzte, den bisherigen deutschen Rektor aus dem Amte verdrängte und einen neuen Rektor aus der czechischen Minorität als gewählt erklärte, erfolgte der Auszug von etwa 6000 deutschen Studenten aus Prag. Zweitausend wandten sich nach Leipzig, wo es noch in demselben Jahre zur Gründung einer neuen deutschen Universität kam. —

Aus dem Pflanzenleben.

t. Die Lebensfähigkeit von Samenkörnern bei äußerster Kälte. Drei englische Naturforscher Horan, Brown und Escombe haben der königlichen Gesellschaft in London die Ergebnisse ihrer Forschungen über den Einfluß niedriger Temperaturen auf das Keimvermögen von Samenkörnern vorgelegt. Für diese Versuche wurde flüssige Luft gewählt, die eine Temperatur von —183 bis —192 Grad erzeugte. Die Samenkörner wurden in dünne Glasröhren eingeschlossen, welche man erst langsam abkühlte und dann in einen woblumhüllten Behälter mit flüssiger Luft eintauchte; dieser Behälter füllte etwa zwei Liter flüssige Luft, welche immer wieder nachgefüllt wurde, so daß die Samen bei einem Verbrauch von zehn Litern flüssiger Luft 110 Stunden lang hinter einander einer Temperatur von fast —200 Grad unterworfen blieben. Die Samenkörner waren vorher in der Luft getrocknet worden und enthielten nur noch 10 bis 12 pCt. ihrer natürlichen Feuchtigkeit. Nach dem genannten

Aufenthalte in flüssiger Luft waren sie natürlich gefroren. Man thaut sie langsam und sorgfältig auf, wozu etwa 30 Stunden erforderlich waren, dann wurden sie gefät und ihre Keimkraft mit derjenigen anderer Samen verglichen, welche diese Behandlung nicht auszuhalten gehabt hätten. Dieser Untersuchung unterlagen Samen von folgenden Pflanzen: Gerste, Hafer, Kürbis, *Cyclanthera explosiva* (ein zu der Kürbisfamilie gehöriges Gewächs aus dem tropischen Amerika, dessen reife Früchte mit einem starken Knall explodiren und so ihre Samen austreuen), eine Art Hornklee, eine Erbseart, das sogenannte „griechische Heu“ oder Siebengezeit oder auch Bockshornklee, die Gartenbalsamine (in Ost-Indien heimisch), Bärenklee, Winde, eine Art der bekannten ostasiatischen Pflanzengattung *Fantia*. Es stellte sich heraus, daß die Keimfähigkeit der Samen durch den 110 Stunden langen Aufenthalt in einer Temperatur von fast 200 Grad unter dem Gefrierpunkte kaum merklich gelitten hatte, denn die Pflanzen entwickelten sich aus ihnen fast ebenso gut, als aus gewöhnlichen Samenkörnern, und waren, als sie zur Reife gelangten, ebenso gesund. — Es scheint überhaupt, als ob die Keimfähigkeit unter Umständen durch unbegrenzte Zeit hindurch von den Samen bewahrt werden kann. Es sei dabei an die schon 1890 veröffentlichten Untersuchungen Kochs erinnert, welcher getrocknete Samen mehrere Monate lang in dem luftleeren Raum einer Geißler'schen Röhre hielt, ohne daß dies der Keimfähigkeit Eintrag gethan hätte; es war durch spektroskopische Prüfung des Inhalts dieser Röhre sicher nachweisbar, daß die Samen während dieser Monate keine irgendwie erkennbare Menge von Kohlensäure oder von Stickstoff ausgeschieden hatten. Es war dadurch bewiesen, daß irgendwelche Atmung der Samen während ihres Ruhezustandes nicht stattzufinden braucht. Der italienische Forscher Siglioli brachte Samenkörner von Wicke in alle möglichen gefährlichen Atmosphären, z. B. Stickstoff, Chlor, Wasserstoff, Arsenwasserstoff und Salpetersäure, alle diese giftigen Gase schädeten den Samen nicht, sogar wenn sie 16 Jahre lang in denselben blieben. Auch ein 16 Jahre langes Eintauchen in konzentrierten Alkohol oder in einer alkoholischen Lösung von Sublimat tödtete eine große Zahl von Samen nicht. Siglioli glaubt danach, daß die geheime Lebenskraft von Samenkörnern bei Beobachtung der nöthigen Vorsicht unbegrenzte Zeit hindurch erhalten werden kann. Die lebende Materie könne in vollständig passivem Zustande existiren, ohne eine chemische Veränderung und eine Einbuße ihrer besonderen Eigenschaften zu erleiden, ganz wie ein Mineral und andere leblose Stoffe. Siglioli ist daher auch von der Möglichkeit überzeugt, daß das Leben von anderen Weltkörpern durch den Weltraum hindurch mit Meteoriten auf die Erde gelangt sei. —

Astronomisches.

— Eine Beschreibung der totalen Sonnenfinsterniß (22. Januar 1898) giebt jetzt der Astronom G. M. Mauder's in einem ausführlichen Bericht aus Talni in Vorderindien, wohin er sich als Leiter einer von der „British Astronomical Association“ entsandten Expedition begeben hatte. Die erste Verhinderung des dunklen Mondkörpers — so heißt es in dem Bericht — gab uns 1 1/2 Stunden Zeit bis zur gänzlichen Verfinsternung und langsam in der That verstrich der erste Theil dieser Zeit. Ein prächtiger Zug scharf umgrenzter Flecken lag quer über der Sonnenscheibe und einer nach dem anderen wurde von der eindringenden Finsterniß verschlungen. Die Luft, die sehr heiß gewesen, wurde kühl, das unheimliche Gefühl eines herannahenden Unheils, das die Sonnenfinsterniß stets begleitet, bedrückte die Nerven, und dann, wie mit einem plötzlichen Heranraufen, fiel der Schatten auf uns. Ich beobachtete die Finsterniß mit einem Doppelfernrohr, dessen eine Linse mit einem Okular-Prisma versehen war. Als die gänzliche Verfinsternung herannahte, erschien das brennende Sonnen-Spektrum mit dunklen Halbkreisen gefüllt — den Frauenhofer'schen Linien. Diese wurden feiner und schärfer und verwandelten sich dann plötzlich in helle Flammen an jedem Ende der Halbkreise. Das kontinuierliche Spektrum wurde schmaler, der helle Bogen wuchs mit überraschender Plötzlichkeit, eine lange Reihe glühender Punkte funkelten während des Bruchtheils einer Sekunde. „Lo!“ rief ich. — Die Signaluhr wurde in Gang gesetzt, und laut erkörnte ihr deutlicher Sekundenschlag, markirt bei jeder zehnten Sekunde durch den hellen Klang ihrer Glocke und die Stimme des Zeitbeobachters, der „hundert“, „neunzig“, „achtzig“ u. s. w. rief, je nach der Anzahl der noch bleibenden Sekunden. Hinter mir wechselten Kapitän Moleworth und meine Frau mit ruhiger, durch lange Übung erworbener Sicherheit die Platten an einem äquatorialen Fernrohr mit zwei photographischen Apparaten. In jeder Kammer sollten sechs Platten ausgelegt werden, und alles ging auch schön ohne Störung, doch gerade als das Kommando für die sechste Aufnahme gegeben war, da brach eine überwältigende Gluth von Sonnenlicht hervor. Die Verfinsternung endete vier Sekunden eher, als wir erwartet hatten. . . Während unserer Beschäftigung blickten wir zu dem prächtigen Schauspiel über uns empor. Die Dunkelheit kam derjenigen bei den Finsternissen von 1886 und 1896 nicht gleich, aber die Korona leuchtete am Himmel wie ein ungeheurer silberner Stern, heller und ausgebreiteter, als ich sie vor elf Jahren gesehen. Zwei feine, blatt-

förmige Ausläufer streckten sich fast horizontal nach Osten und Westen aus, während beinahe, aber nicht ganz am Sonnen-Aequator, nach Südwesten gerichtet, die größte von allen Strahlen lag, fast zwei Millionen englische Meilen (etwa 300 000 geographische Meilen) lang nach einem funkelnden Stern am Himmel mehrere Grade von der Sonne entfernt hindertend.“ —

Humoristisches.

— Die Konkurrenz der Anstreicher. Der Wiener Hofschauspieler Ludwig Gabilon hatte zeitlebens eine Leidenschaft, mit Pinsel und Farbe zu hantiren. Sein Ehrgeiz verließ sich aber nicht allzu hoch. Er begnügte sich, alles anzustreichen, was eines Anstrichs bedürftig erschien. In seiner Villa am Grundlsee freute er sich ordentlich, wenn er eine Bank oder sonst ein Haus- und Gartengerath anstreichen konnte. Eines Tages traf ihn Hans Makart, als er einer etwas verwirrten Gartenbank zu hellem Grün verhelfen wollte. Makart nahm ihm den Pinsel aus der Hand und sagte: „Das schlägt in mein Fach, das müssen Sie mir überlassen.“ Gabilon ließ den Meister gewähren; aber als er später die Geschichte erzählte, setzte er stolz hinzu: „Der Makart war ja nicht ohne, aber so wie ich hat er keine Bank angestrichen können!“ —

— Abgewunken. Alter Sünder (auf der Straße ein Mädchen ansprechend): „Schönes Fräulein, was haben Sie denn in Ihrer Schachtel?“

Mädchen: „Etwas, was Sie brauchen können — gute Manieren.“ —

— Ein Politiker: A.: „I moan alleweil, Kramer, es giebt bald an Krieg!“ — B.: „Dös war recht, nacha wurden do v'Leut' amal weniger!“ — A.: „Aber geh', dös is do a recht frevelhafte Red!“ — B.: „No warum? I brauch ja nüt mit.“ — („Simplicissimus“.)

Vermischtes vom Tage.

— Der Sturm, der gestern und vorgestern über Berlin weggegangen, hat in ganz Mitteleuropa gewüthet. — Durch ein Boot der Rettungsstation Barnemünde wurden von zwei in hilfloser Lage befindlichen Schiffen 9 Personen gerettet. — Der mit Holz von Stolberg nach Haderleben bestimmte Schoner „Hermann und Maria“ ist beim Wittower Posthause gestrandet. Drei Personen wurden durch ein Boot der Rettungsstation Franzke gerettet. — Auf einem Gute bei Posen wurden zwei Kinder von einer umstürzenden Pappel erschlagen. — Bei Görlitz wurde durch den Sturm das Dach einer Ziegelei abgedeckt; es fiel auf drei Arbeiter, die ihren Tod fanden. — In Wien wurden große Verwüstungen angerichtet, viele Menschen sind verletzt worden. —

— Auf der Margrube bei Michalkowiß (Oberschlesien) stürzte sich ein Dienstmädchen wegen unglücklicher Liebe in den 200 Meter tiefen Förder-schacht. Der Körper wurde vollständig zerschmettert. —

— In Hirschberg hatte eine Frau bei ihrem Hauswirth, einem Handelsmann, aus Aerger über die Kündigung während der Kirchenzeit ein Pfund Salz holen lassen und ihn dann angezeigt. Der Händler erhielt einen Strafbefehl über 3 M., die Denunziantin, als Verleitetin zur Uebertretung, einen solchen über — 6 M. —

y. Bei einem Neubau in Grabow a. D. ist das Keller-gewölbe und das Treppenhaus eingestürzt. Zwei Maurer-lehrlinge wurden dabei verschüttet und getödtet. —

— In Lodz (Russ. Polen) wird eine Spinnerei (Aktien-Gesellschaft) mit einem Anlagekapital von 20 Millionen Rubel ins Leben gerufen. —

— Das Operntheater Solodownikow in Moskau ist am Montag bis auf die durch den eisernen Vorhang geschützte Bühne ausgebrannt. Acht Feuerwehrlente wurden mehr oder weniger schwer verletzt. —

— Im hohen Norden gewinnt das elektrische Licht als Straßenbeleuchtung immer mehr Boden. Hammerfest hat schon elektrisches Licht; jetzt hat auch in Tromsö die Beleuchtungsprobe stattgefunden. —

— In Marburg (Steiermark) hat ein Oberlieutenant einen Studenten im Duell erschossen. —

— Vor dem Berner Schwurgericht wurde der Vorsteher einer staatlichen Mädchenrettungs-Anstalt zu 5 Jahren Zuchthaus verurtheilt, weil er verbrecherische Handlungen an seinen Pflegebefohlenen begangen und das Züchtigungssrecht in barbarischer Weise mißbraucht hatte. Mädchen von 14 bis 15 Jahren wurden nackt auf einen Stuhl gespannt und mit vierfachem Seil geschlagen, andere wochenlang zusammengekettet oder in Zwangsjacken gefesselt, mitten im Winter mit eiskaltem Wasser übergossen u. s. w. Ein Mädchen hat 10 Wochen lang eine schwere eiserne Kugel am Bein nachschleppen, ein anderes wochenlang fortwährend eine Larve tragen müssen. —

— Unter den in den europäischen Kolonien Ostasiens geborenen Chinesen ist eine Bewegung zur Abschaffung der Zöpfe, zur Erziehung der Frauen und zur Durchführung anderer Reformen im Gange.